

Unsere kranken Lieblinge

Autor(en): **W.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

man die Fenster schließen muß. Auf der breiten Straße aber, die Napoleon durch das Land bauen ließ und die heute an vielen Fabriken vorüberzieht, knarren die zweiräderigen hochbepackten Karren, und die Fuhrleute treiben mit lautem Rufen und Peitschenknallen die Zugtiere an. Und so geht es die ganze Nacht; immerfort das Räderknarren, das Schreien, das Peitschenknallen, bis der Morgen graut.

Hedwig Corveon.

Unsere kranken Lieblinge.

Die Menschen sind im Laufe der Jahrtausende nicht nur praktischer, sondern auch sensibler geworden. Man denke doch nur an unsere Katzenmütter, Mopstanten, Hund-Enthusiasten, Kanarienvogel-Fexe, Pferde-liebhaber. Daß diese in weitesten Kreisen verbreitete, oft geradezu hysterische Vergötterung von Lieblingstieren die Nachfrage nach Behandlung kranker Tiere wesentlich erhöhte, ist selbstverständlich. Andererseits mußte auch in Wahrung und Förderung volkswirtschaftlicher Interessen den Forderungen der rationellen Zucht von Rindern, Pferden, Schweinen, Geflügel und andern Nutztieren Rechnung getragen werden. So besitzt denn heute jeder geordnete Staat Veterinär-Hochschulen, in denen Ärzte für Groß- und Kleintiere gründlich ausgebildet werden.

Die Forschung und die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Tierarznei hat mit dem Fortschritt der Menschenheilkunde Schritt gehalten, und wer Gelegenheit hatte, einmal eine Veterinär-Hochschule zu besuchen, der findet dort Hör- und Operationsäle, Laboratorien, wie an irgend einer Klinik der medizinischen Fakultät.

Auf welcher hohen modernster Stufe das Veterinärwesen heute steht, davon überzeugt schon der Besuch einer tierärztlichen Hochschule mit ihren Geburtskliniken, Krankensälen, Ambulatorien, bakteriologischen Instituten usw.

Viele Menschen werden es kaum glauben, welcher großer technischer und wissenschaftlicher Aufwand, welche wunderbaren Einrichtungen moderner Krankenpflege der Behandlung unserer kranken Nutztiere und Luxuslieblinge zur Verfügung stehen.

Daß in der Hochschule der Zucht und Pflege der Nutztiere, die uns Milchprodukte, Fleisch und andere Lebensmittel liefern, die also nützliche Arbeit leisten, besondere Aufmerksamkeit angewendet wird, muß nicht erst hervor-



Mutterglück in der Geburtsklinik.

gehoben werden. Trächtige Rinder und Pferde, bei denen abnormale Erscheinungen zutage treten, werden durch die Ortsvorstellungen der Hochschule mitgeteilt, die Tiere werden in speziellen Autos abgeholt und dienen als Studienmaterial. Madame Risa von der Alm sieht hier unter Kontrolle von Professoren ihren Mutterfreuden entgegen und in ihrer schwersten Stunde sind ihre Assistenten und Hörer behilflich. Und welche Freude gibt's da unter den feinen Stadtherrn, wenn „der Wurf gelungen“ und sich trotz der Abnormität „Mutter und Kind wohlbefinden“. Oft wird das „Babn“ gleich in den Hörsaal gebracht, wo der Herr Professor immer so gelehrte und interessante Dinge davon zu sagen weiß.

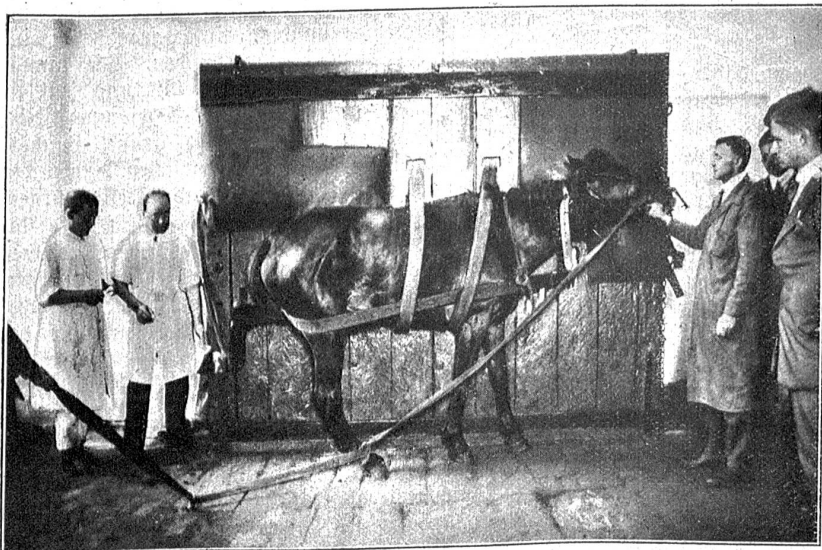
Das wäre nun alles recht schön und wertvoll. Was aber noch wenige Leute wissen, ist, daß sich in einer modernen tierärztlichen Hochschule eine Poliklinik, eine regelrechte Ambulanz für Klein- und Luxustierchen befindet, und diese ist der für den Laien interessanteste Teil einer solchen Anstalt.

Als man mir einmal in Paris das Kuriosum jnobilitischen Uebermutes, den Hundefriedhof mit den künstlerischwertvollen Grabsteinen und den blumengeschmückten Gräbern zeigte, da konnte ich es anfangs nicht fassen, doch als ich nun eine Zeitlang im Wartezimmer der Tierpoliklinik saß und den Konsultationen beiwohnte, da habe ich manches begriffen.

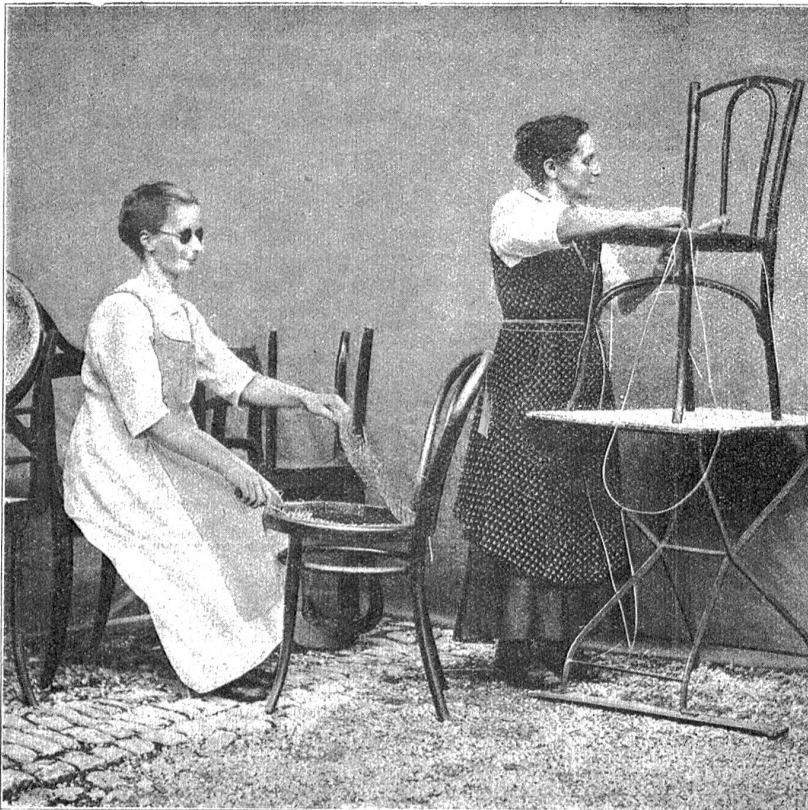
Viele Menschen können für ihre eigenen kranken Kinder kaum mehr Sorge und Angstlichkeit aufbringen, als diese Frauen für ihren „Pinsch“, Dackel, „Muß“ und „Peter“.

Sie hätscheln, trösten und streicheln ihre kranken Lieblinge und tun furchtbar verzweifelt.

Die Ärzte des Ambulatoriums haben keine leichte Sache mit den Patienten, eine weit schwerere aber mit ihren Eigentümerinnen. Der stärkste in Anspruch genommene Damenkonfektionär braucht nicht so hartgesottene Nerven, wie so ein Arzt in der Klinik für Kleintiere. Da fließen Tränen in Strömen, da gellen hysterische Schreie. Tränen der Angst und des Mitgeföhls, wenn der kleine Kanari „Hansel“ unter der Pinzette schmerzhaft zuckt, Tränen der Freude, wenn der Arzt sagt, es wäre nichts und werde in einigen Tagen wieder alles gut sein und Tränen der Verzweiflung, wenn der Mieke-Katze nicht mehr zu helfen ist und das arme Beast vertilgt werden muß. Wenn ein Menschenarzt



Die Sesselung eines Pferdes an die Operationswand vor der Operation.



Vom Blindenheim Bern. — Frauen beim Seffelflechten.

in der Poliklinik so viel Fragen zu beantworten hätte, wie der Tierarzt, käme die ganze Behandlung nicht vom Fleck.

Die Ärzte geben sich redlich Mühe, die Tierlein und ihre Besitzerinnen zu retten. Ich sah eine ältere Dame, nervös, mit rotgeweinten Augen, händeringend und Gebete murmelnd im Korridor der chirurgischen Klinik auf und ab gehen. Ihr „Floder!“ wurde eben einer Stein-Operation unterzogen. Der Oberarzt leitete selbst die Operation und als man der Dame mitteilte, die Operation sei voraussichtlich gelungen, fiel sie in Ohnmacht und mußte nun selbst in tierärztliche Behandlung genommen werden.

W. D.

Ein Gang durch das Blindenheim Bern und seine Werkstätten.

Daß wir in der Stadt Bern ein Blindenheim haben, das wissen wohl die meisten. Wo es aber ist, wie es dort aussieht und was dort geschieht und geleistet wird, das ist gewiß vielen gar nicht bekannt. Es kann dies auch gar nicht so sehr verwundern; denn unser Blindenheim an der Neufeldstraße, wo die Erwachsenen, erwerbsfähigen Blinden des Kantons Bern Wohnung und Arbeit finden, ist ein gar bescheidenes Haus. Wenn nicht die große Tafel, die auf die Blindenwerkstätten aufmerksam macht, den Vorübergehenden sagte, daß in diesem alten, baufälligen Gebäude mit seinen angebauten, häßlichen Schuppen das Heim unserer Blinden sei, würde es niemand hier vermuten.

Die Berner Blinden sind nicht verwöhnt. Sie wohnen in sehr bescheidenen Verhältnissen. Ihre Schlafzimmer sind eng und ungesund. Der Eßsaal ist der einzige Aufenthaltsraum im Hause. Bade- und Wascheinrichtungen sind sehr primitiv und ungenügend. Zum Wäschetrocknen ist im Winter überhaupt keine Gelegenheit. Es muß die nasse Wäsche ins Schulhaus hinüber getragen werden, wo der Estrichboden benutzt werden darf. Da sich auch die Blinden-

werkstätten im gleichen Gebäude befinden, so wird, weil es eben überall an Platz fehlt, jedes Eckchen, das nicht absolut von der Haushaltung in Anspruch genommen werden muß, vom Geschäfte mit Beschlag belegt. Estrich und Keller sind mit fertigen Waren und Rohmaterialien angefüllt. Fast das ganze Erdgeschloß wird von den Blindenwerkstätten eingenommen, Bureau und Laden befinden sich ebenfalls im gleichen Hause. Alles ist eng zusammen gepfercht. Sollte einmal Feuer ausbrechen, so wären die Blinden in diesem mit leicht brennbaren Waren vollgestopften Hause in größter Lebensgefahr. Es sind fast unerträgliche Verhältnisse, in denen die Berner Blinden arbeiten und wohnen müssen.

Trotz allem geht einem das Herz auf vor Bewunderung und Freude, wenn man einen Gang durch die Arbeitsräume der Blinden unternimmt und sieht, daß auch diese, durch ihr schweres Schicksal gehemmten Menschen alles einsetzen, um ein nutzbringendes Dasein zu führen. Arbeit bringt ihnen Licht und Trost.

In der Korberwerkstatt sitzen ein älterer und ein junger Blinder. Der junge ist eben dran, wie er scherzweise bemerkt, einen Neubau zu profilieren. Es ist zwar leider nicht für den Neubau eines Blindenheimes. Hoch ragen die eingesteckten Weiden auf dem vieredigen Boden des Reiseforbessers auf. Mit geschickten Händen flücht der Blinde die Seitenwände des werdenden Korbes. Der ältere

Blinde sagt uns: „Zu mir bringt man alles schlechte und wüste und schön und ganz kommt es wieder aus meinen Händen. Ich bin der Korbschneider.“

Aus der Werkstatt nebenan tönt ein betäubender Lärm. Die Bürstenschneidemaschine ist im Gang. Mit sicherer Hand führt ein Blinder grobe Reisbürsten, die von feinen Kammraden eingezogen worden sind, über die scharfen Messer der Maschine, die das Reis schön gleichmäßig zurecht schneidet. Der Blinde ist in dieser Arbeit so gewandt, daß ihm noch gar nie ein Unglück zugestoßen ist. In einer Ecke des gleichen Raumes nagelt einer die Rückenbölzer auf die Bürsten auf und bringt Aufhänger an. Wieder ein anderer reißt mit Glaspapier die rauhen Bürstenbölzer schön glatt. In der Frauenwerkstatt steht eine ganze lange Reihe von Stühlen, die neue Rohrstütze bekommen sollen. Mit flinken Händen sind mehrere Blinde daran, die feinen Rohrgestelcke einzuziehen. Andere verfertigen buschige Rohhaarwischer. Eine der blinden Frauen ist beim Flaumermachen. Sie kämmt die zugeschnittenen, dicken Baumwollfäden aus und legt sie sorgfältig und genau über das Querholz des Flaumerstieles. Es entsteht so vor unseren Augen diese große, buschige Quaste, die dazu dienen soll, Staub zu wischen. Zwei der blinden Frauen machen feine Haar- und Kleiderbürsten. Dicht zusammengedrängt und ganz winzig klein sind die Löcherlein der dazu verwendeten Hölzer. In jedes derselben muß der Draht gesteckt, das Borstenbüschel eingezogen werden. Keines darf vergessen bleiben. Je mehr dieser Löcher ausgefüllt werden, desto größer ist der Verdienst für den Blinden.

In der Pecherei sitzen drei Arbeiter und Arbeiterinnen um einen mit Blech beschlagenen Tisch. In dessen Mitte ist die mit flüssigem Pech gefüllte Pfanne, welche von unten her elektrisch erwärmt wird und deren Dämpfe nach oben durch einen Rauchfang abgezogen werden. Die Arbeiter tauchen Borstenbüschel ins schwarze Pech und steden sie schnell, ehe das Pech erkaltet und hart geworden ist, in die Löcher der Bürstenbölzer.